

## Zum Tag gegen Homophobie: Was heißt hier „homo“ und wer ist eigentlich phobisch?

Von Doris Gruber

Der 17. Mai ist „Tag gegen Homophobie“. „Homo“ kommt aus dem Griechischen und heißt „gleich“, das Wort „phobie“ ist ebenfalls griechisch und bezeichnet „Angst“. Wir kennen „Phobie“ als Krankheitsbegriff, als starke Furcht vor Situationen oder Dingen oder z.B. Spinnen. Beim „Tag gegen Homophobie“ ist es also die Angst vor dem Gleichen, gegen die mobil gemacht wird, über die nachgedacht werden soll. Natürlich nicht irgendein Gleiches, sondern das Gleichgeschlechtliche, genauer: die gleichgeschlechtliche Liebe.

Anders gesagt, es geht um Lesben, Schwule und alle anderen Nicht-Heterosexuellen. Wer homophob ist, hat Angst vor Homosexualität. Aber wer ist heute schon noch homosexuell? Selbst wenn wir großzügig alle ständig oder manchmal gleichgeschlechtlich Liebenden darunter fassen, Frauen, Männer, Trans\* – wieso heißt es eigentlich Homo-*Sexualität*? Geht es wirklich um Sex? Und um wessen Sex? Wieso wird immer noch alles in den Begriff der Sexualität eingeschrumpft, wenn es doch um viel mehr geht?

Es geht ja um *homo*, den Menschen (lat.). Auch wenn der Mensch Jahrhunderte lang als Mann gedacht wurde (falls dies stimmt), könnte in einer lateinisch-griechischen Mixtur „Homophobie“ auch verstanden werden als „Angst vor dem Menschen“.

Vielleicht ist es ja die Angst vor dem anderen Menschen, dem Menschen, der anders ist, die dazu führt, dass er/sie bedrohlich scheint – und seine Sexualität als Stellvertreter dafür herhalten muss. Bei den Hexen im Mittelalter war es so ähnlich: Sie galten nicht mehr als Frauen, geschweige denn Menschen. Sie wurden zu einer eigenen Spezies gemacht, die vor allem auch für die sexuellen Phantasien herrschender Inquisitoren herhalten musste. Der Beischlaf mit dem Teufel, eine delikate Angelegenheit, ließ sich in tausend Facetten bei jeder Hexe immer wieder neu ausmalen. So konnte sich an ihr all das abarbeiten, was im Unbewussten der „Normalen“ rumorte und nicht so recht in ihr Bewusstsein passte.

So geht das Normbestimmende scheinbar gern einher mit einer „normalen Sexualität“. Die Herrschenden bestimmen, was normal ist, ein schönes Beispiel ist die Missionarsstellung. Für das Perverse waren bei den Missionaren die Eingeborenen zuständig. Bei den aufgeklärten Humanmedizinerinnen des 19. und 20. Jahrhunderts waren es die Homosexuellen. Aber wir wissen ja, es geht gar nicht um Sex. Am Tag gegen Homophobie, bei der Diskussion um gleichgeschlechtliche Lebensweisen und lesbische und schwule Menschen, Paare, Familien geht es um umfassendere Dinge, Bedürfnisse, Gefühle, Realitäten. Das Recht auf Zugehörigkeit und der Wunsch nach Liebe, Freundschaft, Akzeptanz und Respekt hat etwas zu tun mit dem Menschsein an sich. Die Reduktion auf Sexualität, sei es begrifflich oder gedanklich, verkürzt den Menschen. Und macht den Ausschluss einfacher.

Dort, wo Homophobie herrscht, werden Menschen ausgeschlossen und bedroht, die sich nicht heterosexuell verhalten, die nicht so aussehen oder die als nicht heterosexuell eingestuft werden. Dies ist in einigen Ländern durchaus gewaltsam der Fall. Durch Ausschluss wird Normalität begründet und Macht ausgeübt. Das ist ein beliebtes und systematisiertes Verfahren in gewaltausübenden Gruppen, Sekten, in faschistoiden und diktatorischen Systemen. Es ist klar, dass wir als aufgeklärte Demokratie gegen solche Mechanismen sind. Aber wie sprechen dann wir von Liebe und Sexualität, und wie praktizieren wir diese? Warum ist die Norm gerade hier so bestimmend – und Gewalt ausübend?

Die Klischees für die Geschlechter sind heute stärker als vor zwanzig Jahren. Es gibt wieder Mädchen- und Jungenspielzeug. Die Mode sexualisiert mit klaren Rollenzuweisungen. Die Bilder in den Medien suggerieren Freiheit, vor allem bei der Sexualität. Aber was die Filmkontrolle passiert, sind immer noch vorwiegend Hetero-Sexszenen, die die Missionarsstellung bevorzugen. „Normal“ im Fernsehen sind ebenfalls Vergewaltigung und Kindesmissbrauch. Für Gefühle, Beziehungen, Sexualitäten, die sich nicht glatt einpassen lassen, fehlen häufig die Bilder – denn sie müssen tatsächlich neu geschaffen werden.

Vielleicht sind sie nicht immer ganz eindeutig, nicht plakativ genug. Vielleicht irritieren sie, verstören – immer noch.

Und dabei geht es auch hier weniger um freizügige Bilder von Sex als um die Skizzierung von menschlichen Liebes- und Lebensweisen, die tagtäglich stattfinden und nicht ins Normale passen. Es ist schon lange nicht mehr der Sex, der uns dabei umtreibt – bei all den flotten freien Bildern und Geschichten der Medien, den scheinbar so selbstverständlichen lesbischen und schwulen Serienfiguren, den freiwillig outen Moderatorinnen und Moderatoren, Schauspielerinnen, Schauspielern usw. Das Tabu heute befindet sich gar nicht mehr auf dem Gebiet der Sexualität, sondern dem der Gefühle. Liebe ist doch das, was wir uns alle wünschen – und Zugehörigkeit, Respekt, Akzeptanz. Das, was Lesben und Schwulen im Fall von Homophobie vorenthalten wird. Das, was vielen Menschen vorenthalten wird, z.B. weil sie arm aufwachsen, ungeliebt, am Rand der Gesellschaft leben oder weil sie aus anderen Gründen nicht dazugehören.

Homophobie ist die Angst vor Lesben und Schwulen, die sich aggressiv äußert oder auch gewaltsam und deren Konsequenz der Ausschluss von Lesben und Schwulen aus ist. Schon das unterscheidet Homophobie vor der Spinnenphobie, bei der der Betroffene vor der Spinne flüchtet – wer homophob ist, flüchtet nicht, sondern greift meist an. Dies kann nur deshalb geschehen, weil sich der Homophobe dazu im Recht fühlt. Im Recht fühlt man sich aus verschiedenen Gründen: z.B. weil man glaubt, dass die Mehrheit hinter einem steht, weil die eigene Meinung am wichtigsten ist oder weil es klare Vorstellungen davon gibt, wie die Realität auszusehen hat. Es gibt eine klare Botschaft des Rechthabers: „So was darf nicht sein!“ Das ist so ähnlich wie ein Glaubensbekenntnis, denn die Gründe für das „Es darf nicht sein“ bleiben verschwommen. Schon das weist auf eine massive Verdrängung hin. Aber äußern kann sich dieser Glaube, dieses „Rechtsbewusstsein“, nur, weil es ein gesellschaftliches Echo findet. Damit ist nicht gemeint, dass die Zeitungen „Bravo“ schreiben, wenn ein Lesbenpaar auf offener Straße schikaniert wird. Aber sie dürfen es voyeuristisch auskosten. Echo bedeutet, dass es ein kollektives Wissen darum gibt, dass das Bild eines Lesbenpaares in der Öffentlichkeit Aufsehen erregen *kann* – aufgrund historisch-kultureller Realitäten, aufgrund von Tabus, die mal gültig waren und um die immer noch gekämpft wird. Das führt einige Menschen dazu zu glauben, dass Verstecken für Lesbenpaare vernünftiger wäre.

Es geht bei der Homophobie um Tabus, Verdrängung und Macht. Welche Bilder dürfen in der Öffentlichkeit von Lesben und Schwulen präsent sein? Dürfen sie überhaupt sichtbar in Erscheinung treten? Dürfen sie *da sein*? Denn im Hinterstübchen, das wissen wir ja, dürfen auch Priester alles tun.

Das Recht auf Sichtbarkeit und öffentliche Teilhabe ist eine Arbeit am kollektiven Unbewussten, die noch längst nicht abgeschlossen ist. Es reicht nicht, gleiche Rechte zu fordern und sie auf vielen Gebieten zu erhalten. Das ist zwar die Voraussetzung für Gleichheit und Vielfalt. Aber sie löst nicht die Konflikte, die in vielen individuellen inneren Landschaften vorhanden sind. Wir leben mit Normen, den Erwartungen anderer an uns und wir sind nicht glücklich, wenn wir zu viele Normen brechen müssen. Wir wollen als Menschen geliebt und in die Gemeinschaft aufgenommen werden – aber wir wollen nicht ein Leben lang kämpfen, um Mensch sein zu dürfen. Das gilt für alle Menschen. Viele Lesben und Schwule sind in diesem Punkt sogar im Vorteil, denn sie lieben so, wie sie es wollen und wen sie wollen. Sie gehören zu ihrer Community, ihren Partnerinnen und Partnern, Freundinnen und Freunden, weil sie es so entschieden haben, weil es für sie passt, weil es mit ihren Gefühlen übereinstimmt. In ihrem Bezugsfeld werden sie akzeptiert, respektiert. Und geliebt. Vielleicht ist das ja schon Grund genug, um sie zu hassen. Schließlich ist das ja längst nicht bei allen Menschen der Fall.

Lebensweisen entwickeln, die den eigenen Gefühlen entsprechen, unabhängig von Klischees und Erwartungen – das sollte selbstverständlich sein. Ist es aber nicht. Um das zu verändern, müsste mehr als Homophobie verschwinden. Dazu müsste mehr getan werden, als einen Tag im Jahr gegen Homophobie auszurufen. Zum Beispiel die Eingetragene Partnerschaft mit der Ehe gleichstellen. Zum Beispiel Räume für Jugendliche schaffen, in denen eigene Gefühle und Gedanken Platz haben. Zum Beispiel Angebote jenseits des Mainstream finanzieren, die wirkliche Vielfalt ermöglichen.

Aber da ist sie vielleicht dann doch wieder, die Angst vor dem Menschen, der „anders“ – auch gleichgeschlechtlich – liebt und lebt, der das repräsentiert, was verdrängt werden muss. Um Normen aufstellen zu können. Im eigenen Interesse.

Nein, wir leben in keiner Diktatur. Wir sind in der Lage, tagtäglich Lebensweisen zu erschaffen, die nicht normativ das Normale überschreiten. Aus Lust und Liebe. Um das Anderssein zuzulassen. Auch jenseits der Kategorien von lesbisch, schwul und homosexuell. Und auch wenn es in der Vielfalt immer noch keine Gleichberechtigung gibt.